

**KATHY
REICHS**

BLUTSCHATTEN

**KATHY
REICHS**

BLUTSCHATTEN

**DER ERSTE FALL
FÜR SUNDAY NIGHT**

ROMAN

Aus dem Amerikanischen
von Heike Schlatterer

BLESSING

Originaltitel: *Two Nights*
Originalverlag: Bantam Books, Penguin RandomHouse LLC, New York

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

Von Kathy Reichs erschienen:

Aus der Temperance-Brennan-Reihe

Die Knochenjägerin, Vier Fälle für Tempe Brennan – Die Sprache der Knochen – Knochen lügen nie – Totengeld – Knochenjagd – Fahr zur Hölle – Blut vergisst nicht – Das Grab ist erst der Anfang – Der Tod kommt wie gerufen – Knochen zu Asche – Hals über Kopf – Totgeglaubte leben länger – Totenmontag – Mit Haut und Haar – Knochenlese – Durch Mark und Bein – Lasst Knochen sprechen – Knochenarbeit – Tote lügen nicht

Aus der Virals-Reihe mit Brendan Reichs

Jeder Tote hütet ein Geheimnis – Nur die Tote kennt die Wahrheit – Tote können nicht mehr reden

Als Tempe-Brennan-Stories

Fährte des Todes – Wasser des Todes – Gletscher des Todes – Tempe Brennans erster Fall



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage, 2018

Copyright © 2017 by Temperance Brennan, L.P.

Copyright © 2018 by Karl Blessing Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, M. Memminger

unter Verwendung eines Bildes von shutterstock_Patawee

Satz: Leingärtner, Nabburg

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-89667-621-4

www.blessing-verlag.de

Für Hazel Inara Reichs,
geboren am 20. Juli 2015

1

Die Nachbarin zu meiner Rechten hält mich für verrückt und bringt mir deshalb Käse.

Ich hörte das Knirschen ihrer Stiefel auf dem Weg. Eine Pause, dann knirschten die Muschelschalen wieder.

Ich hob eine Ecke des Geschirrtuchs an, das an meinem Küchenfenster als Vorhang fungiert. Sie war schon wieder fünf Meter weg, ein schattenzerfranster Fleck zwischen den Eichen.

Sechs Jahre, und ich wusste immer noch nicht, wie sie hieß. Wollte ich auch nicht. Hatte nicht die geringste Lust, Rezepte oder Kommentare übers Wetter auszutauschen.

Ich öffnete die Tür einen Spaltbreit, schnappte das in Plastik eingewickelte Päckchen und schob es in den Kühlschrank.

Ich habe eigentlich nichts gegen den Käse. Aber ich mag die scharfen kleinen Augen nicht, die sich in meine Seele bohren. Und erst recht nicht das Mitleid.

Die Ziegen mag ich auch nicht. Wenn der Wind entsprechend steht, drängt sich ihr Gemecker in meine Träume, und ich sehe wieder Blut und Staub in Afghanistan.

Vielleicht täusche ich mich auch in der alten Dame. Vielleicht ist der Käse als Bestechung gedacht, damit ich ihre Ziegen nicht umbringe.

Mein Nachbar links hat sich am Ende seines Bootsstegs aufgehängt. Sein Hund rollte sich auf dem Steg zusammen und starb

neben seinem Kopf. Doppelter Selbstmord. Ein Fest für die Maden, bis man die beiden fand.

Arthur war Holzschnitzer, Prince ein Collie. Ihre stumme Gesellschaft ist mir lieber. Passt zu meinem zweistufigen Lebensplan. Keine Freunde. Keine Gefühle.

Ich rannte sechs Meilen und trainierte mit den Hanteln. Ein Bier und ein Sandwich zum Mittagessen, am Nachmittag schoss ich Limodosen von einer Düne in Gray Bay. Der Strand war leer und nicht weit weg. Nichts ist hier weit weg.

Goat Island ist ein schmaler Streifen Sand, gerade einmal so breit, wie ein Affe spucken kann, eine unbewohnte Insel, bis Henry und Blanche Holloway in den Dreißigerjahren herüber ruderten, um dem Stress in Charleston zu entkommen. Angeblich lebten sie jahrzehntelang in einem Loch, abgedeckt mit Treibholz und Palmwedeln.

Das klingt für mich jetzt wirklich verrückt.

Aber Henry und Blanche hatten in einem Punkt recht. Was Einsamkeit angeht, ist Goat Island unschlagbar. Auch heute gibt es noch keine Fähre, keine asphaltierten Straßen und damit auch keine Autos oder Lastwagen. Zufahrt nur mit dem eigenen Boot. Fremde verirren sich selten hierher.

Die wenigen Bewohner leben in Hütten, zusammengestückelt aus Treibgut und Trümmern, die Wirbelsturm Hugo ignoriert oder ans Ufer gespült hat. Das Dach meiner Veranda ist das Hinterteil eines ausgeschlachteten Ruderboots. Der Schuppen der Ziegenfrau war in einem früheren Leben mal Arthurs Latrine.

Nicht falsch verstehen. Ich bin keine Irre, die nackt in einem primitiven Erdloch lebt. Ich habe Strom und eine Klärgrube. Allen Komfort.

Der Nachteil von Goat Island sind die Moskitos im Frühling, manche sind so groß, dass sie einen Bernhardiner wegschleppen könnten. Gegen sechs formierten sich die Blutsauger zu Geschwadern und bereiteten sich auf den Angriff vor. Einziges Ziel: *Moi*.

Ich schmierte gerade Aloe auf die Stiche, als die Glocke über dem Herd eine provisorische Warnung bimmelte.

Die Motten tanzten einen irrwitzigen Tanz in meiner Brust.

Hastig griff ich nach meiner Schrotflinte, stopfte Patronen hinein und schlich zum Fenster. Die Sonne stand niedrig und tauchte die Fahrrinne in leuchtendes Orange. Ich musste blinzeln.

Unten auf meinem Steg hockte eine Gestalt und vertäute die Bootsleine. Mann und Boot waren gesichtslose schwarze Schattenrisse vor dem orangeroten Leuchten.

Schussbereit umklammerte ich die Flinte fester.

Die Gestalt richtete sich auf und ging auf mein Haus zu. Ein Mann. Breite Brust. Nicht groß, aber mit muskulösen Armen und Beinen.

Ich erkannte den selbstbewussten Feldwebelschritt. Die Umrisse seines schäbigen Tilley-Trekkinghuts. Nicht Vintage, einfach nur alt.

Shit!

Jetzt aber schnell. Munition raus und zurück in die Tasche, Flinte in den Schrank. Schnapsflaschen, Gläser und schmutziges Geschirr unter die Spüle. Die schmutzige Wäsche und Flip-Flops mit Schwung ins Schlafzimmer.

Sein Klopfen war so heftig, dass die Fensterscheibe im Rahmen klapperte. Ein letzter Kontrollblick, dann zur Tür, um die Schlösser zu öffnen. Das erste, das zweite, dann den Türriegel.

Er stand mit den Händen in der Hüfte vor der Tür und schaute nach links Richtung Marsch. Blaue Augen, ein Gesicht so vom Wetter gezeichnet wie der Monat März.

»Was ist passiert?« Mein Mund war trocken. Niemand kam uneingeladen zu mir. Eigentlich kam nie jemand.

»Muss denn was passiert sein, damit ich vorbeikomme?«, sagte er harsch. Schroff.

»Natürlich nicht.« Ein Plastiklächeln meinerseits. »Aber normalerweise gibst du vorher Bescheid.«

»Wie denn? Per Brieftaube?«

Ich sagte nichts.

»Lässt du mich hier draußen stehen, bis ich eine Transfusion brauche?«

Ich hob den Riegel und machte einen Schritt zurück. Beau kam rein, mit forschendem Blick. Typisch Polizist. Einmal im Haus herumgeschaut, dann wieder zu mir, mit derselben fürsorglichen Neugier, die mich bei meiner Nachbarin so stört.

Die Narbe unter meinem rechten Auge brannte.

»Ich habe das Boot nicht erkannt.« Ich benahm mich so normal wie möglich.

»Meins wird gerade repariert. Was soll's? Hast du David Bowie erwartet?«

»Der ist tot.«

»Ach ja?«

»Ja.«

»Bekommt ein durstiger Mann denn hier kein Bier?«

Ich holte zwei Palmetto Amber aus dem Kühlschrank, und wir gingen ins Wohnzimmer, einem kleinen Sechseck, das man durch einen mit Holz verkleideten Türbogen betrat. Deckenventilator, Couch, zwei fadenscheinige Sessel, drei schwer ramponierte Tischchen. Deko überflüssig. Nur Beau und ein weiterer Mensch hatten hier Zutritt.

Beau ließ sich auf die Couch fallen, riss den Hut vom Kopf und trank einen großen Schluck Bier. Seine Haare waren grau und stoppelkurz. Seit ich ihn kannte, waren sie so. Wahrscheinlich seit seine Mama sie ihm zum ersten Mal mit der Haarschneidemaschine auf dem Küchenstuhl gestutzt hatte.

Ich saß ihm gegenüber, die Knie nach vorn, die Füße unter dem Hintern. Die fünf Fenster an den Wänden um uns herum gaben den Blick frei auf die Atlantikküste. Man kam sich vor wie in einem iMax-Kino.

Plötzlich hatte ich ein Bild im Kopf. Beau mit dem Gesicht

eines jungen Mannes. Der seinen Frust verbarg, seinen Stolz. Der nicht bettelte, aber nahe dran war. Einen Kollegen bei der Polizei bat, seinem Pflegekind noch einmal eine Chance zu geben. Ein Auge zuzudrücken. Rot-blau pulsierten seine Polizeimarke und die heruntergekommene Kneipe hinter ihm.

Beau stützte den rechten Ellbogen aufs linke Knie. Räusperte sich. Hob und senkte mehrmals den Fuß.

»Hab heute einen interessanten Anruf bekommen.« Sein Blick war auf den Segelschuh gerichtet, der so alt war wie der Hut. »Eine Frau namens Opaline Drucker.«

Ein Chip tief in meinem Hirn machte Ping.

»Wer ist das?«

»Das sage ich dir nachher.«

»Nach was?«

»Nachdem du mich angehört hast.« Sein Ton war Millionen Meilen weit entfernt von »Bin mal auf ein Schwätzchen vorbeigekommen«. »Mrs. Drucker hat ein Problem. Ich glaube, du kannst ihr helfen.«

»Warum sollte ich?«

Beau trank noch einen Schluck und stellte die Flasche auf den Boden. Er hatte die Beine übereinandergeschlagen, jetzt setzte er beide Füße nebeneinander, beugte sich vor und sah mir direkt in die Augen. »Das hier ist kein Leben für dich, Sunnie.«

»Ich fühle mich hier draußen pudelwohl.« Ich hob die Arme, um das Ausmaß meiner Freude zu bekunden.

»Wir wissen beide, dass ich etwas anderes meine.«

»Und was wäre das genau?«

»Ich versteh das schon. Du hast überreagiert, du hast den Bastard erschossen.«

»Der Schuss war gerechtfertigt, so stand es im Abschlussbericht«, erwiderte ich kurz und schnippisch. Andererseits hatte die Abteilung für Interne Ermittlungen bei der Polizei von Charleston nach dieser Geschichte die Reißleine gezogen. Was

das Ende meiner Karriere im Polizeidienst bedeutete. Aber das war lange her.

»Verdammt knapp war das damals.« Beau kratzte verkrusteten Dreck von seiner Jeans, die zu verwaschen war, um noch als blau durchzugehen. Vielleicht war es auch ein totes Insekt. »Du hättest fast ein Auge verloren.«

»Kein Grund, um mir fortan an einem Schreibtisch den Hintern platt zu sitzen.« Meine Wangen brannten.

»Auf keinen Fall. Ich an deiner Stelle hätte auch den Dienst quittiert.«

»Bist du hergekommen, um mich daran zu erinnern, was für ein Loser ich bin? Zuerst bei der Army versagt, dann bei der Polizei? Dann habe ich Neuigkeiten für dich: Das weiß ich schon.« Das klang gemeiner, als ich beabsichtigt hatte. Oder auch nicht.

»Lass stecken.«

»Komm zum Punkt.«

»Das ist jetzt sechs Jahre her.«

»Ah. Du bist hier, weil du mir einen Vortrag über Selbstmitleid halten willst.« Ich verschränkte die Arme vor der Brust und klemmte die Hände unter die Achseln. »Nein warte. Du hast jetzt auch den Dienst quittiert.«

Beau holte tief Luft. Atmete durch die Nase aus. Wog seine Worte ab.

»Du kannst dich nicht ewig auf dieser Insel verstecken, mit niemandem reden, dir Gott weiß was antun.«

»Doch. Kann ich.«

»Du hast dich von der gesamten Menschheit verabschiedet.«

»Ich habe einen besten Freund, der wohnt in meinem Nachttisch. Möchtest du ihn kennenlernen?«

»Ich verstehe. Das mal wieder. Kaum setzt man dich ein bisschen unter Druck, kommen die schlechten Witze.«

»Ich habe dich.«

»Ich bin so ziemlich der *einzig*e Mensch, den du hast.«

»Und du hältst mich für völlig durchgeknallt.« Na ja, das tat ich selbst auch.

»Nein, du bist nicht verrückt«, sagte er frustriert, um Geduld bemüht. »Aber du kannst nicht einfach hier draußen herumhocken und nichts tun.«

»Ich laufe, ich schieße, ich angle, ich lese.« Mein Magen rollte sich so fest zusammen wie ein Gürteltier in Gefahr.

»Das ist nicht normal.«

»Normal habe ich probiert. Zu viele Regeln. Zu viele Zwänge.« Zu viel Wut? Ich bin ein großes Mädchen. Damit werde ich mittlerweile fertig.

»Warum bist du nur so gottverdammst stur?«

»Mein besonderes Talent.«

Ich hasse es, über mich zu reden. Mit Beau. Mit den Therapeuten mit ihren sanften Augen und diesen beiläufigen Fragen, die doch so tief bohren. Mit jedem. Ich wechselte das Thema.

»Was hat das mit Orphaline Drucker zu tun?«

»Opaline. Ich glaube, es täte dir gut, wenn du ihr helfen würdest.«

»Wow. Ich bin dein neues Projekt.«

Beau ging darüber hinweg. »Druckers Enkelin ist seit über einem Jahr verschwunden.«

»Kinder laufen von daheim weg. Das ist bekannt.« Ich trank einen Schluck Bier.

»Sie war erst fünfzehn.« Kurze Pause, dann: »Opaline glaubt, dass sie in die Fänge einer Sekte geraten ist.«

Wieder ungebetenes Sperrfeuer in meinem Hirn. Ich schickte die Bilder dorthin, wo ich sie alle unter Verschluss halte.

Eine Minute verstrich. Dann hakte ich nach: »Damit ich das richtig verstehe: Ich soll dieses Kind retten, weil ich selbst gerettet werden muss?«

»So etwas in der Art.«

Beau richtete den Blick seiner laserblauen Augen auf mich. Ich starrte zurück. Jedes Neuron in meinem Hirn drängte zum Rückzug.

Aber ich biss trotzdem an. »Wo wird sie festgehalten?«

»Das weiß man nicht.«

Schweigen auf unserer Seite der Fensterscheiben. Auf der anderen ein angeregtes Möwengespräch über Krabben oder Fische. Vielleicht auch über Müll.

»Ich habe keine Ahnung, wie man Vermisste findet«, sagte ich.

»Du warst in der SERE-Ausbildung.« Beau benutzte die militärische Abkürzung für Survival, Evasion, Resistance und Escape, ein Überlebens-, Ausweich-, Widerstands- und Fluchttraining für Soldaten im Fall einer Gefangennahme.

»Das ist etwas anderes.« War es auch. Aber ich wusste, was er meinte.

»Immerhin warst du Ausbilderin für diese Kurse. Das wird schon einen Grund gehabt haben.«

»Losverfahren?«

»Klar. Und die anderen ›Missionen‹, über die wir nicht reden?« Die Anführungszeichen um den bewusst vage gehaltenen Begriff waren deutlich zu hören.

Ich trank noch einen Schluck Bier.

Die Vorhänge hoben sich in der Brise, die nach Salz und Schlick roch.

Die Stimmung des Lichts veränderte sich minimal von Orange zu Bernstein.

Andere Erinnerungen drängten hervor. Ungeessene Wurst-Sandwiches, abgesagte Gitarrenstunden, eine mit Lippenstift verunstaltete Wand, die einmal für ein Mädchen rosa gestrichen worden war.

Beau hatte sich redlich bemüht in den drei kurzen Jahren, in

denen ich bei ihm gelebt hatte. Und hatte nie ein Wort des Dankes von seiner misshandelten, kupferhaarigen Pflegetochter bekommen.

»Erzähl mir von dem Mädchen.« Ich brach das Schweigen.

»Am besten lässt du dir alles von Opaline erzählen.«

»Eine direkte Gegenüberstellung?« Das Blut pulsierte in der kleinen Mulde neben meinem Schlüsselbein.

»Du kannst mein Auto nehmen.«

Beau wertete mein Schweigen als Zustimmung, hiepte sich auf die Beine und gab mir einen blau linierten Zettel, den er aus einem Spiralblock gerissen hatte. Mit abgewandtem Blick legte ich ihn auf den Tisch neben mir.

Als Beau weg war, warf ich den Zettel in den Mülleimer neben dem Waschbecken im Bad. Eine eiskalte Dusche, dann stellte ich die Alarmanlage scharf, sah nach, ob draußen vor den Fenstern etwas herumlungerte, und legte mich schlafen.

Doch der Schlaf hatte anderes vor. So viel zu dem, was Beau für ein »normales« Leben hielt. Aber dieses Mal war es anders. Ich versuche schon so lange, nicht an früher zu denken, an diese zwei Nächte, dass sich mein schlafloser Geist automatisch auf die Gegenwart konzentriert. Butter kaufen. Die Waffen reinigen. Die Glühbirne auf der Veranda wechseln.

In dieser Nacht suchten mich eine Million Geister heim.

Experten behaupten, es sei heilsam, sich dem Verlust zu stellen. Darüber zu reden. Bullshit. Wenn ich an früher denke, wird mir übel und ich finde keine Ruhe mehr.

Nachdem ich mich stundenlang vergeblich zwischen schweißnassen Laken gewälzt hatte, stand ich auf, tappte ins Bad und zog Beaus Zettel zwischen Papiertüchern, Ohrstäbchen und ausgekämmten Haaren hervor. Ein kurzer Blick auf die hingekritzelte Adresse, dann knüllte ich den Zettel zusammen und warf ihn wieder in die Überreste meiner täglichen Körperpflege.

Im Wohnzimmer tanzten die Schatten. Es war still wie in einem

Grab. Ich machte es mir auf der Couch bequem. Wie fünf schwarze Augen sahen die Fenster des Sechsecks zu, wie ich mich zwang, an nichts zu denken.

2

Opaline Druckers Haus bildete zusammen mit einem anderen Haus einen kleinen Hof, der östlich von der Legare Street abging. Das behäbige einstöckige Gebäude im georgianischen Stil stand dem einzigen anderen Gebäude von Poesie Court gegenüber, ebenfalls ein behäbiges einstöckiges Haus im georgianischen Stil. Beide Adressen lauteten »südlich der Broad Street« und gehörten damit zur gehobenen Wohngegend, wie eine schnelle Internetrecherche ergeben hatte.

Keines der Häuser scherte sich um eine besondere Außenwirkung. Zwei Fenster oben, zwei Fenster unten, jedes mit Fensterläden an der Seite und einem Blumenkasten unten. Beide waren schmal und reichten weit nach hinten, weg von der Straße, an beiden zog sich an der Seite eine Veranda und darüber ein überdachter Balkon entlang. Obwohl Mauern verbargen, was dahinter lag, wusste ich, dass der Blick vom Balkon auf einen Garten hinausging.

Ich parkte Beaus Audi und stieg aus. Beim Zuschlagen der Autotür flitzte ein Eichhörnchen eilig den Stamm einer Magnolie hinauf. Ein kurzes schwanzzuckendes Innehalten, dann rannte es wieder nach unten, bog steil nach rechts ab und verschwand in einem Beet aus Pfingstrosen, das so groß wie Long Island war.

Es war viel zu schwül und warm für April. Die Luft roch nach Sonne, die auf moosbedeckte Erde und Steine scheint. Nach

Gras, gemäht von Gärtnern, deren Muttersprache nicht Englisch ist.

Irgendwo außer Sichtweite war das rhythmische *Zck-Zck-Zck* eines Rasensprengers zu hören. Kirchenglocken. Davon abgesehen war es still. Poesie Court döste vor sich hin, als ob Autos und Touristen noch nicht erfunden worden wären.

Ein Ort jenseits der Stille. Die kleine Sackgasse war wie eine Zeitschleuse. Ein Ort, dessen Bewohner sich seit Jahrhunderten gegen neugierige Fremde abschotteten.

Ein kurzer Blick zu Nummer fünf, dann ging ich den Plattenweg zu Nummer sieben hinauf. Ich konnte mir die Einrichtung der Grande Dame vorstellen, die Vertäfelungen, Friese und geschnitzten Balustraden. Nicht mein Stil. Aber was soll's. Ich wäre die Letzte, die jemandem eine schöne Schnitzerei zum Vorwurf machen würde.

Mein Daumen auf der Klingel setzte ein Glockenspiel in Gang, das einer Kapelle im Vatikan würdig gewesen wäre. Ich fragte mich, welche Art von dienstbarem Geist wohl die Tür öffnen würde.

Die Frau, die mich begrüßte, war schwarz und vermutlich Mitte sechzig. Sie trug ein kurzärmeliges graues Kleid mit weißem Kragen und Schürze, alles vor Stärke so steif wie ein Sekt-empfang im Buckingham Palace. Ich nannte meinen Namen. Ihr Gesicht blieb ausdruckslos, ihre Augen mieden meinen Blick.

»Missus Drucker erwartet Sie. Bitte folgen Sie mir.«

Glänzende Marmorböden, ein überladener Kristalleuchter, eine kunstvoll gestaltete Treppe, die sich dramatisch zum ersten Stock hinaufschwang. Von der Eingangshalle ging ein holzgetäfelter Gang zu mehreren Glastüren ab, die in den hinteren Teil des Hauses führten.

»Bitte warten Sie hier.« Das Hausmädchen verschwand, um meine Ankunft zu vermelden.

Ich schaute mich um. Zu meinen Füßen noch mehr glänzend

polierter Marmor. Über meinem Kopf noch mehr mundgeblasenes Glas. Durch eine halb geöffnete Tür rechts konnte ich den Ausschnitt eines Klaviers erkennen, darüber ein halbes Porträt in Öl, ein Mann, der mit einer Hand auf der Brust posierte. Lächeln war wohl nicht so sein Ding.

Ich warf einen prüfenden Blick in den deckenhohen Spiegel zu meiner Linken. Jeans, die eng genug waren, dass sich mein Hintern abzeichnete, mit Hosenbeinen, die lang genug waren, dass sie bis zu den Füßen reichten. Bei meiner Größe und meinem geringen Gewicht muss man lange suchen, um eine passende Hose zu finden. Nicht, dass mir Kleidung wichtig wäre. Eine weiße Bluse, weit genug, um die Ausbuchtung am hinteren Hosenbund zu verdecken. Die Haare etwas unordentlich.

Ich fummelte gerade an der Haarspange herum, die meinen Pferdeschwanz zusammenhielt, als das Dienstmädchen zurückkam und mir mit ihrem fleischigen Arm die Tür aufhielt. Ich folgte ihr nach draußen.

Am anderen Ende der Terrasse saß eine Frau auf einem dunklen Rattansofa, die Haare ein welliger weißer Leuchtturm im Schatten der Hängepetunien und Kübelpalmen, die ihre Seiten flankierten. Trotz des schwülen Wetters lag eine Patchworkdecke über ihren Beinen. Ein kleiner Hund, vielleicht ein Zwergspitz, schlief zusammengerollt auf der Decke. Die Frau streichelte ihm über den Rücken.

Das Mädchen ging zu der Frau und sagte: »Sie ist da, Ma'am.«

Die Frau zeigte keine Regung. Das Hausmädchen winkte mich näher und sprach lauter. »Missus Drucker?«

»Kein Grund, hier herumzuschreien.« Drucker sah nicht vom Hund auf.

»Ja, Ma'am. Miss Night ...«

»Ich habe Sie gehört, Miranda. Mein Gott, selbst meine verstorbene Mutter hat Sie wahrscheinlich gehört.« Die Vokale waren breit, die Stimme klang so kühl wie Honig auf Eis.

»Ja, Ma'am. Wünschen Sie noch etwas?«

»Haben Sie unseren Gast gefragt, ob sie eine Erfrischung möchte?«

Miranda drehte eine Schulter in meine Richtung.

»Wasser bitte«, sagte ich.

Drucker wedelte mit ihrer von blauen Venen durchzogenen Hand, als ob sie eine Fliege verscheuchen wollte. »Bringen Sie süßen Tee.«

Miranda ging, den Blick immer noch auf die Schuhe gerichtet.

»Setzen Sie sich.« Die Hand deutete auf einen Stuhl und streichelte dann weiter den Zwergspitz. Der mich, wie schon das Hausmädchen, keines Blickes würdigte.

Ich setzte mich. Die Sekunden verstrichen, eine Minute. Der Hund neigte zum Schnarchen.

»Mrs. Drucker?«

Nichts, nur streicheln und schnarchen.

»Sie haben sich an Beau Beaumonde wegen eines Problems gewandt.«

Eine ganz leichte Brise spielte mit den hängenden Pflanzkörben und kitzelte die Petunien, die sich über den Rand schlängelten. Ich hatte das Gefühl, ich würde schon ewig warten.

Schweigen.

»Mrs. Drucker?«

Immer noch Schweigen.

Das hatte ich nicht nötig. Ich stand auf.

Drucker hob langsam den Blick vom Hund und sah mich an. Ich ahnte, was kommen würde, und wappnete mich. Manche waren von der Narbe geschockt. Sie schreckten zurück. Den meisten war der Anblick unangenehm, sie taten aber so, als ob sie gar nicht da wäre. Einige glotzten, meistens Kinder.

Drucker blieb gelassen. Sie sah so aus, wie ich sie mir vorgestellt hatte, Andeutungen von Tränensäcken unter den Augen, das Fleisch etwas schlaff am Kiefer, die Falten viel zu dezent, um

zu den tiefen Furchen an ihrem Hals zu passen. Hier war eindeutig ein Schönheitschirurg am Werk gewesen.

Stutzig machten mich Druckers Augen – rot umrandet an den Lidern und Augenwinkeln, die Iris so schwach gefärbt, dass sie fast durchsichtig wirkte. Doch nicht die fehlende Farbe ließ mich frösteln. Sondern das Fehlen einer Reaktion. Oder Emotion. Oder etwas, das ich damals nicht benennen konnte. Etwas, das ich erst später verstand.

»Ich weiß, wer Sie sind«, sagte sie.

Eine seltsame Aussage. Ich wartete.

»Kontakt zu Ihnen aufzunehmen erfordert einen gewissen Einsatz. Keine E-Mail. Kein Telefon. Wirklich, meine Liebe. Und das im Zeitalter der allgegenwärtigen Kommunikation.«

»Sie haben es geschafft.«

»Ich lasse mich nicht so leicht von etwas abbringen.«

»Meinen Glückwunsch.«

»Setzen Sie sich bitte.«

Ich setzte mich. Und bedauerte es sofort.

»Sunday Night. Ein seltsamer Name.«

Das verpasste mir einen Stich. Sie hatte ja recht. Aber ich hatte derartige Kommentare schon so oft gehört. Ich sagte nichts. Der Hund schlief.

Die wässrigen Augen musterten mich. »Ich verstehe Ihr Aussehen nicht. Ungeschminkt, aber schwarz lackierte Fingernägel. Nennt man das Gothic?«

»O.P.I. Black Onyx«, antwortete ich, obwohl ich wusste, dass das nicht ihre Frage gewesen war.

»Sie sind sehr groß, junge Dame. Meine Güte, heutzutage gilt das als jung. Zu meiner Zeit wurde eine unverheiratete Frau wie Sie alte Jungfer genannt.«

»Sie wollten ein Problem besprechen?«

»Ich weiß, wie das zustande kam. Also die Namenskombination. Muss schwierig gewesen sein, unter solchen Umständen

aufzuwachsen. Kein Vorname oder Nachname? An einem Sonntag geboren, wie wird man also genannt?« Drucker schnüffelte verächtlich. »Wirklich unfassbar.«

Mein Ärger wuchs. Ich holte wie empfohlen tief Luft. Langsam ausatmen. Drucker redete weiter.

»So traurig. Ich fürchte, die Kinder müssen immer am meisten leiden.«

Die knotige Hand streichelte weiter den Hund. Der Hund schnarchte weiter. Ich schwieg weiter.

»Es muss doch unerträglich sein, wenn alle, die man kennt, auf einen Schlag sterben. Ganz allein dazustehen, in einer so schwierigen Phase im Leben.«

»Das war eindeutig ein Fehler.« Ich griff nach meiner Tasche.

»Bitte, Miss Night. Ersparen Sie mir das Drama. Mit den entsprechenden Ressourcen kann man die Vergangenheit eines jeden auskundschaften.«

»Dann nutzen Sie diese Ressourcen, um jemand anderen zu finden.« Ich stand auf. Dieses Mal wachte der Hund auf. Drucker beruhigte ihn. Der Hund legte sich wieder hin, Schnauze auf die Pfoten, die schläfrigen Augen auf mich gerichtet.

»Mit Ihrer Geschichte sind Sie meiner Meinung nach höchst geeignet für meine Zwecke. Aber ich habe gehört, dass Sie aufbrausend sind. Impulsiv, ungeduldig und ganz schlecht darin, sich an Anweisungen zu halten.«

»Ist das so?« Es war so.

»Meine liebe Miss Night. Ich kenne Perry Beaumonde schon sehr lange. Beau.« Drucker runzelte die Stirn. Zum ersten Mal bemerkte ich ihre Augenbrauen, weiß und leicht borstig und jetzt missbilligend zusammengezogen. »Ich mag Spitznamen nicht, aber so ist die Welt nun einmal. Perry ist ein guter Mann, ein guter Polizist. Es überrascht mich nicht, dass er Sie in seine Obhut genommen und großgezogen hat.«

»Für die Zeit auf der Highschool.«

»Was nicht gut funktionierte. Schule abgebrochen. Zweiter Bildungsweg. Festnahme im Alter von achtzehn Jahren, Eintrag im Strafregister gelöscht. Entfernung aus dem Dienstverhältnis beim Militär. Obwohl ich offen gesagt nicht genau weiß, was das heißt. Und dann wäre da natürlich noch die Sache, dass Sie sich nicht auf Befehl selbst getötet haben.«

Ich starrte sie an, ohne eine Miene zu verziehen, Hitze prickelte in meinem Nacken. Für diese Hexe würde ich keinen Finger rühren, auf gar keinen Fall.

»Wie diskret sind Sie?«, fragte Drucker.

»Ich würde mir fünf von fünf Punkten geben.« Kurz angebunden.

»Überlebensfähigkeiten?«

»Zehn von fünf.«

»Wenn ich Sie engagiere, verfolgen Sie den Auftrag bis zum Ende?«

»Mich engagieren?«

»Ich bitte niemanden um einen Gefallen, ohne dafür zu bezahlen.«

»Ich glaube nicht, dass ich für Sie arbeiten möchte.«

»Ich biete Ihnen hundertvierzigtausend Dollar plus Spesen.«

»Worum geht's eigentlich?« Die hohe und irgendwie seltsame Zahl stellte ich gar nicht erst infrage.

»Zwanzigtausend Dollar im voraus.«

»Wofür?«

»Den Rest, wenn die Sache erledigt ist.«

»Ich finde es ermüdend, wenn ich meine Fragen wiederholen muss.«

»Manche Leute würden alles für diese Summe tun.«

»Ich nicht.«

»Das Geld ist Ihnen egal?«

»So ziemlich.«

»Ja.« Drucker nickte einmal, als ob sie sich selbst korrigieren wollte. »Auch das habe ich gehört.«

Wieder kämpfte ich gegen den Wunsch an, aufzustehen und zu gehen. Ich war mir nicht sicher, warum ich blieb.

»Falls Sie sich nicht damit belasten wollen, können Sie das Geld auch an eine Wohltätigkeitsorganisation Ihrer Wahl spenden.« Triefend vor Sarkasmus. »Anonym, wenn Ihre moralischen Ansprüche das verlangen.«

Hinter mir öffnete sich eine Tür. Schritte auf der Terrasse. Miranda stellte zwei Gläser auf den niedrigen Tisch zwischen uns und ging wieder. Weder Drucker noch ich tranken von dem Tee. Stattdessen griff sie nach einem Umschlag zu ihrer Rechten. Verärgert über die Störung, sprang der Hund von ihrem Schoß, machte ein paar Schritte und rollte sich am anderen Ende des Sofas zusammen.

Drucker hielt mir den Umschlag hin. Ich beugte mich vor und nahm ihn. Sie machte mit ihrem knotigen Zeigefinger eine Kreisbewegung, was wohl hieß, dass ich hineinschauen sollte.

Im Umschlag war ein einzelnes Foto. Eine gut aussehende Frau, vielleicht Mitte vierzig, zwei Kinder, Junge und Mädchen. Der Junge war sonnenblond und lächelte breit trotz Zahnsperre. Seine türkisblauen Augen blickten zuversichtlich in die Kamera. Das Mädchen hatte kupferrote Haare und Sommersprossen und war etwas fülliger, als ihr vermutlich lieb war. Sie reckte das Kinn, die Hände waren trotziger vor der Brust verstränkt.

Der Junge trug ein rosafarbenes Designer-Polohemd und eine hellbraune Baumwollhose. Mutter und Tochter trugen rosa Leinenkleider und Gardenienblüten hinterm linken Ohr. Die drei standen an einer Strandpromenade, im Hintergrund das Meer.

Ich sah Drucker mit hochgezogenen Augenbrauen an.

»Meine Tochter, Mary Gray Bright und ihre Kinder Stella

und Bowen. Das Bild ist einige Jahre alt. « Wieder das verächtliche Schnüffeln. »Fotografiert, nachdem der Loser-Ehemann schon lange verschwunden war. Alex. Kein Verlust.«

»Sie müssen sehr stolz auf Ihre Familie sein.«

»War ich auch. Bis diese Monster sie ausgelöscht haben.«
Wie die hellen durchsichtigen Augen war auch Druckers Stimme ohne jede Emotion.

»Wie bitte?« Ein geschockter Reflex.

»Mary Gray und Bowen wurden kaltblütig ermordet. Gott weiß, was sie mit der armen Stella gemacht haben.«

»Mein Beileid.« Das klang mau. Aber mehr brachte ich nicht heraus.

»Ich konnte eine Trauerfeier in der First Baptist Church organisieren. Natürlich bei geschlossenem Sarg. Bei Mary Gray war nur noch das halbe Gesicht vorhanden. Bowen hatte gar keinen Kopf mehr. Ich habe ihnen neue Kleider gekauft. Geldverschwendung. Konnte niemand sehen.«

»Wann war das?«

»Letzte Woche war es ein Jahr her. Es wurde nie jemand verhaftet.«

»Der Auftrag steht in Zusammenhang mit ihrem Tod?«

»Ich will, dass die Verantwortlichen gefunden werden.«

»Ich bin keine Privatdetektivin.«

»Sie waren bei der Polizei. Und beim Militär haben Sie investigativ ermittelt.« Drucker reichte mir einen zweiten Umschlag.
»Sie haben meinen Enkel gesehen.« Wieder der Finger. »Schauen Sie ihn jetzt an.«

Ich öffnete den Umschlag. Darin waren sechs Farbfotos in den Maßen acht auf dreizehn. Ich holte sie raus und fächerte den Stapel auf wie ein Kartenspiel. Zu jedem Foto gehörte eine Kennung. Etwas anders als das Format, das ich kannte, aber vertraut. Ich überflog die Daten. Die Fotos waren Teil einer Serie, die ein Spurensicherungsteam in Chicago aufgenommen hatte.

Ich wusste, dass die Bilder heftig ausfallen würden, und wappnete mich innerlich. Neigte den Kopf, damit sich mein gutes Auge darauf einstellen konnte. Sah mir das erste Bild an.

Grauenhaft. Mein Gott.

Ich holte Luft, damit ich nicht in den Abgrund in meinem Kopf stürzte. Aber ich war nicht schnell genug. Eine Bilderfolge detonierte, grelles Licht, grausam. Eine weiße Mondscheibe. Verkohlte Leichen, im Kreis arrangiert wie Radspeichen. Rote Krallen auf einer Holzverkleidung.

Ich schluckte, um den Knoten in meinem Magen loszuwerden. Biss die Zähne zusammen. Ging weiter die Bilder durch.

Sie zeigten die Überreste der entsetzlichen Tragödie, die Druckers Familie getroffen hatte. Ein kopfloser Torso, die Schultern des Kindes ein Strahlenkranz aus zerfetztem Fleisch. Ein abgetrennter Fuß, die Schnürsenkel am Turnschuh immer noch fest gebunden. Eine kleine bleiche Hand neben einem Felsblock, auf den Namen gesprayt waren. Eine Frau mit dem Gesicht nach oben im Gras, ein Auge offen und starr, das andere ein roher Krater, schaumiges Blut in dem Loch, das einmal ihr Mund gewesen war. Gewebe verteilt auf einer Steinfassade, dunkel und weiß, glänzend und rot.

Ich starrte auf das Blutbad. Auf den mit Graffiti besprühten Stein. Etwas stimmte nicht. Was?

Ich schaute zu Drucker. Sie beobachtete mich, die Augen wie Eiskristalle.

»Was meinten Sie vorhin mit Stella?«

»Sie verschwand in dem ganzen Chaos.«

»Sie glauben, sie wird von denen, die das getan haben, immer noch festgehalten?« Da klingelte etwas leise in meinem Gedächtnis. Ein Bombenanschlag. Ein vermisstes Mädchen. Draußen auf der Insel verfolge ich keine Nachrichten. Doch bei den Einkaufsfahrten in die Stadt bekomme ich hin und wieder etwas mit.

»Ja.«

»Ihre Leiche wurde nicht am Tatort gefunden?« Eine nervöse, dumme Frage.

»Würde ich Sie engagieren, nach Stella zu suchen, wenn ich ihre Leiche hätte?«

»Erzählen Sie mir von ihr.«

»Ach, die liebe Stella. Immer sarkastisch, immer geistreich, immer eine witzige Antwort parat.«

»Ein glückliches Kind?«

»Ganz und gar nicht. Trotzig, rebellisch. Ich glaube, meine Enkelin war sehr bekümmert. Da war etwas Dunkles in ihr, obwohl sie sich sehr bemühte, das zu verbergen. Ich kann das nicht richtig in Worte fassen. Verstehen Sie trotzdem, was ich meine?«

Druckers Beschreibung traf mich mitten ins Herz. Ich nickte.

»Kennen Sie die Formulierung ›trauriger Clown‹? Tja, so war meine Stella.«

Der traurige Clown. Der verrückte Clown. Wut und Sarkasmus, um die Angst zu verbergen.

Das leuchtend rote Haar.

Ich fühlte mich instinktiv zu diesem Mädchen hingezogen.

Ich legte die Bilder weg, stand auf und ging über die Terrasse. Wieder bei Drucker angelangt, spreizte ich die Finger und lehnte mich gegen die Hauswand. Ich spürte die Wärme der Backsteine an den Handflächen. Sie waren rotbraun und unregelmäßig, der Mörtel bröselig und schwarz gesprenkelt.

Ich blinzelte, um wieder klar zu sehen, und ging zu meinem Stuhl zurück.

»Wissen Sie, wer das getan hat?«

»Nein.«

»Wissen Sie, warum Mitglieder Ihrer Familie Opfer des Anschlags wurden?«

»Ich bin mir nicht sicher, ob das ein gezielter Anschlag war. Es gab noch andere Opfer. Meine armen Lämmchen waren viel-

leicht ein Kollateralschaden. Ein sehr unpassender Begriff für den Tod eines Menschen, finden Sie nicht auch?«

»Erklären Sie das bitte genauer.«

»Diese Schlächter hatten einen Plan. Sie scherten sich einen Dreck um die Menschen, die ich liebte.«

»Bestimmt wurde doch ermittelt.«

Sie nickte knapp. »Die Polizei dachte, die Attentäter wären Terroristen, die Juden hassen.«

»Sind Sie Jüdin?« First Baptist Church?

»Gute Güte, nein. Der Anschlag fand vor einer Art hebräischen Schule statt.«

»Was wissen Sie sonst noch?«

»Ich weiß, dass sie zu viert waren, drei Männer und eine Frau. Es gibt Aufnahmen einer Überwachungskamera. Die Gesichter sind unscharf, aber das Material wurde entsprechend bearbeitet und vergrößert.«

Drucker gab mir einen dritten Umschlag, der braun und größer war als die beiden anderen, die nun auf dem Tisch zwischen uns lagen. Wieder eine Reihe von Aufnahmen, dieses Mal Vergrößerungen von Standbildern, die aus einiger Entfernung gemacht worden waren. Ich blätterte sie durch.

Die Bilder waren grobkörnig, die Gesichtszüge kaum zu erkennen. Die vier saßen in einem Wagen, die Frau vorne auf dem Beifahrersitz. Sie drehte sich gerade nach links, die Haare fielen zur Seite, der Mund ein dunkler Kreis im Gesicht. Ein Arm war ausgestreckt. In Richtung Fahrer? Die anderen schauten geradeaus.

Ich steckte die Fotos zurück in den Umschlag, nahm die beiden anderen vom Tisch und wollte sie alle zurückgeben. Drucker hob die Hand.

»Behalten Sie die. Das sind nicht die Originale.«

»Sie wollen, dass ich Stella finde. Sie denken, wenn ich die Attentäter finde, führt mich das zu ihr.«

Wieder ein kurzes Nicken. »Ich zahle fünfundzwanzigtausend Dollar pro Kopf und zusätzlich vierzigtausend, wenn ich erfahre, was mit meiner Enkelin passiert ist.«

»Was genau soll ich tun, wenn ich die Attentäter ausfindig gemacht habe?«

»Derart böse Menschen haben kein Recht, weiter auf dieser Welt zu leben.«

»Ich werde sie nicht hinrichten.«

»Haben Sie noch nie getötet, Miss Night?«

»Kaninchen und Katzen. Aber ich esse, was ich töte.«

»Ja, ich habe gehört, dass Sie sich gern unkonventionell geben.« Die Fältchen unter ihren Augen zuckten zweimal. »Ihre Entscheidung. Bezahlt werden Sie so oder so.«

»Nach der langen Zeit gibt es vielleicht nicht mehr ausreichend Beweise für eine Strafverfolgung.«

»Das weiß ich. Ich will, dass die Täter zur Strecke gebracht werden. Ich würde es selbst tun, aber ich bin zu alt.«

»Ihre Enkelin ist vielleicht tot.«

»Das weiß ich auch.« Die struppigen Brauen senkten sich über die kristallklaren Augen. Drucker musterte mich, vielleicht überlegte sie. Dann: »Vor zwei Tagen wurde ein Versuch unternommen, an Geld auf der Bank of South Carolina heranzukommen, eine kleine Summe, die ich für Stella angelegt hatte, damit sie lernt, vernünftig mit Geld umzugehen. Abgesehen von mir und meinem Finanzverwalter wussten nur Mary Gray und Stella von dem Geld.«

»Es wurde Geld abgehoben?«

»Halten Sie mich für dumm? Nach dem Attentat wurden sämtliche Zugangsdaten geändert.«

»Aber das Konto haben Sie nicht aufgelöst.«

»Ehrlich gesagt, ich hatte es vergessen. Bis ich über den jüngsten Vorgang informiert wurde.«

»Haben Sie es der Polizei gesagt?«

»Die Polizei hat nur meine Zeit verschwendet.«

»Sie glauben, Stella hat versucht, an das Geld zu kommen?«

»Ich glaube, das ist eine Möglichkeit.«

»Das Attentat war in Chicago?«

»Ja.«

»Möchten Sie, dass ich dort anfangen?«

»Also wirklich, Miss Night. Wäre Shanghai vielleicht logischer?«

Ich nahm noch einmal das Familienfoto in die Hand und studierte die Gesichter. Stella schien mit sich selbst nicht im Reinen, wirkte wütend. Wie ich in ihrem Alter. Ebenfalls Mitglied im erlesenen Club der Menschen mit feuerroten Haaren.

Lebte sie noch? Wurde sie irgendwo gefangen gehalten?

Ich griff nach dem Foto vom Tatort, das mich beschäftigte. Betrachtete es sehr lange.

Drucker musste etwas in meinen Augen bemerkt haben, es auf ihre Weise interpretiert haben.

»Dann kommen wir also ins Geschäft, Miss Night?«

Nach meinem Ausscheiden aus dem Polizeidienst hatte ich mit dem Gedanken gespielt, als Privatdetektivin zu arbeiten. Im Bereich private Sicherheit. Den Aufenthaltsort säumiger Schuldner ausfindig zu machen oder Eheleuten hinterherzuspionieren, die ihren Partner betrogen, hatte für mich keinen Reiz. Ebenso wenig, wie für Millionäre und ihre Kumpels den Babysitter zu spielen.

Aber Beau hatte recht. Ich besaß die nötigen Fähigkeiten. Ich konnte diese Dreckskerle aufspüren. Wenn sie Stella hatten, könnte ich sie zurück nach Hause bringen.

Wollte ich das tun? Gemischte Gefühle.

Ich hatte nicht die geringste Lust, mein einsames Leben aufzugeben und wieder in die Welt zurückzukehren. Trotzdem, ich könnte die Verantwortlichen zur Strecke bringen. Möglicherweise ein Mädchen befreien, das die Hölle durchmachte.

Meine Entscheidung war gefallen. Ich mochte Drucker nicht. Aber ich würde es für ihre Tochter und ihren Enkel tun. Für Stella.

Für den Nervenkitzel? Das Jagdfieber? Verdammt, nein.

Das Adrenalin, das durch meine Adern rauschte, sagte etwas anderes.

»Ich brauche eine Vorauszahlung für die Spesen.«

»Haben Sie etwas zum Schreiben dabei?«

Ich holte einen Stift und einen kleinen Notizblock aus der Tasche.

»Jules Oliphant.« Drucker nannte mir Telefonnummer und Adresse. »Mr. Oliphant ist mein Finanzberater. Gehen Sie zu ihm und sagen Sie ihm, wie viel Sie brauchen. Er wird Sie erwarten.«

»Erzählen Sie von Ihrer Enkelin.«

Mit klopfendem Herzen schlug ich eine neue Seite auf.

3

Miss Night, was für eine Freude.« Der Saphir an Oliphants Finger wog mindestens fünf Pfund. »Mrs. Drucker hat mich informiert, dass Sie vorbeikommen würden. Kann ich Ihnen etwas anbieten? Einen Eistee vielleicht?«

»Nein danke.« Noch mehr Koffein und Zucker, und das Hubble-Teleskop könnte Schnappschüsse von mir im All machen.

»Bitte.« Er schwenkte den üppigen Saphir zu einer Gruppe mit Sesseln, kleinem Sofa und Tischchen mit Marmorplatte.

»Am Fenster sitzt es sich angenehmer.«

Auf dem Sofa hatte man die Wand im Rücken. Ich setzte mich und stellte meine Tasche neben mich. Oliphant setzte sich gegenüber und schlug die Beine übereinander. Er war schon älter, aber gebräunt und fit. Sein zweireihiger Blazer war blau, die Fliege fuchsiifarben, die Hose cremeweiß.

Durch das Fenster hinter seinem Kopf sah ich die Broad Street und ein kleines Stück Meeting Street. Auf den Gehwegen wimmelte es von Touristen, die in beide Richtungen unterwegs waren.

»Einen Drink vielleicht?« Oliphant zwinkerte, als ob er etwas schrecklich Unanständiges vorgeschlagen hätte. »Irgendwo auf der Welt ist immer Happy Hour.«

»Warum nicht«, sagte ich.

»Cognac?«

»*Bien sûr.*«

Oliphant ging zu einer kleinen Bar und griff nach einer Karaffe, die aussah, als ob sie aus einem Chemielabor stammen würde. Abgesehen vom goldenen Stöpsel.

»Frapin Cuvée 1888.« Er reichte mir einen Cognacschwenker aus Kristall. »Französisch.«

»Kein Vergleich zu meinem üblichen Copper & King. Amerikanisch.«

Unerwarteter Humor war nicht Oliphants Sache. »Möchten Sie lieber etwas anderes?«

»Auf keinen Fall.«

Ich hob das Glas in seine Richtung und trank einen Schluck. Der Geschmack von Rauch und Blumen explodierte auf meiner Zunge.

»Sie haben so einen entzückenden Namen, Miss Night. Darf ich Sie Sunnie nennen?« Vokale dicker als Karamell auf einem Liebesapfel.

»Miss Night, bitte.«

»Wie Sie wünschen.«

»Sie wissen, warum ich hier bin.«

»Bitte.« Oliphant breitete die Hände aus. »Erzählen Sie mir den Fall aus Ihrer Sicht.«

»Opaline Drucker will, dass ich die Leute aufspüre, die ihre Tochter und ihren Enkel umgebracht haben. Und ich soll herausfinden, was mit ihrer Enkelin passiert ist. Sie sagt, vor Kurzem wurde versucht, online auf ein Konto zuzugreifen, von dem nur Stella und ihre Mutter wussten.«

»Und ich.«

»Mrs. Drucker glaubt, dass Stella versucht hat, auf das Konto zuzugreifen.«

»Das kann auch Zufall gewesen sein, ein Hackerangriff oder eine Phishing-Attacke von irgendwelchen Kriminellen in Peking.«

Das ließ sich nicht abstreiten. »Unsere Vereinbarung sieht vor, dass ich eine bestimmte Summe und die Spesen bekomme.«

»Sie wollen nach Chicago.«

»Fürs Erste.«

»Wie viel brauchen Sie?«

Ich nannte eine Zahl.

»Möchten Sie das Geld in bar oder als Überweisung?«

»Ich nehme fünftausend in bar. Für den Rest reicht eine Überweisung.« Ich gab ihm einen Zettel mit meiner Kontonummer und den Bankdaten.

Oliphants Lippen und Brauen zuckten, aber mir war nicht klar, was er damit sagen wollte. Er legte den Zettel auf den Tisch.

»Falls Sie zusätzliche Mittel benötigen, lassen Sie es mich wissen.«

Wir tranken beide einen Schluck Cognac. Über das Zeug hätte sich Napoleon vor Freude in die Hosen gemacht. Vielleicht hatte er es tatsächlich.

»Erzählen Sie mir von Opaline Drucker.« Ich stellte mein Glas ab.

»Sind Sie neu in Charleston?«

»Nicht unbedingt.«

»Wie lange leben Sie schon hier?«

»Mein ganzes Leben.« Zumindest den Teil, über den ich rede.

»Und Sie haben noch nie von der Familie Drucker gehört? Dem Drucker Park? Drucker Boulevard? Drucker Pavillon?«

»Ich habe den Namen geogoogelt. Ich will mehr über Opaline Drucker erfahren.«

»Opaline ist so vermögend, dass es ihr nie an etwas fehlen wird. Das Geld ist natürlich geerbt. Größtenteils Landbesitz, aber auch Phosphatabbau und andere Beteiligungen.«

»Ich mache mir keine Sorgen, dass ihre Schecks platzen.«

Oliphant entging mein Sarkasmus. Oder vielleicht ignorierte er ihn lieber. »Das müssen Sie auch nicht. Ich verwalte Opalines Portfolio seit Jahren. Sie ist nach wie vor eine der reichsten Frauen in South Carolina.« Bekümmertes Kopfschütteln. »Ihr

gesamtes Vermögen wäre an Mary Gray und die Kinder gegangen.«

Schon wieder ihr Vermögen. Ich wollte mehr über ihre Persönlichkeit erfahren.

»Aber wie ist Opaline als Mensch?«, hakte ich nach.

Oliphant schwenkte seinen Cognac. Seine Nägel glänzten manikürt, die Nagelhaut war mit derselben chirurgischen Präzision getrimmt wie sein Haar. Als er schließlich antwortete, wählte er seine Worte sorgfältig. Gute Kinderstube? Professionelle Zurückhaltung? Oder etwas anderes?

»Opaline ist das letzte lebende Mitglied einer alteingesessenen Familie aus Charleston. Sie ist zweiundachtzig und wuchs in einer anderen Zeit auf.«

»Das heißt?«

»Sie ist eine Frau mit einem sehr starken Willen. Und schlau wie ein Windhund. Aber Töchter in ihrer Stellung wurden nicht so erzogen wie die Mädchen heute. Opaline wurde auf ein Mädcheninternat in Europa geschickt. Sie lernte sticken, Klavierspielen, Italienisch und Französisch.«

Draußen am Fenster, das Oliphants Kopf einrahmte, suchte eine unternehmungslustige Taube das Fensterbrett ab. Unten auf der Meeting Street versperrte eine Pferdekutsche einem Budweiser-Lastwagen den Weg. Der Verkehr staute sich. Durch die Scheibe konnte ich gedämpftes Hupen hören.

»Davon abgesehen«, fuhr Oliphant fort, »hat Opaline zwei Ehemänner überlebt. Und die schreckliche Tragödie, die uns nun zusammenführt.«

Oliphant holte Luft, als wollte er fortfahren, sagte dann aber doch nichts.

»Was erzählen Sie jetzt nicht?«

»Lassen Sie sich nicht vom äußeren Schein täuschen, Miss Night. Opaline Drucker ist schlau, gerissen und hart wie Stahl. Wenn sie etwas will, kann sie nichts aufhalten.«

»Ist dieses ›Etwas‹ vielleicht Rache?«

»Ich bin kein Psychologe. Opalines Motive kann ich nicht beurteilen.«

»Nehmen wir an, ich finde die Leute, die ihre Tochter und ihren Enkel umgebracht haben. Nehmen wir an, man kann sie nicht anklagen. Was würde sie tun?«

»Das kann ich nicht sagen.«

»Was können Sie sonst noch tun, abgesehen davon, dass Sie mir Geld schicken?«

»Ich kann den Kontakt zu Opalines Leuten in Chicago herstellen.«

»Sie hat Leute in Chicago?«

»Ihre finanziellen Interessen sind breit gestreut.«

»Ich dachte, Sie kümmern sich um all ihre Geschäfte.«

»Opaline ist nicht gerade das, was man eine passive Klientin nennt.«

»Sie haben angedeutet, dass sie nicht gerade auf der Höhe der Zeit ist.« Nicht unbedingt das, was er gesagt hatte.

»Ich meinte, dass sie keine richtige Ausbildung in Bereichen wie Recht und Wirtschaft hat. Aber sie hat sich vieles selbst beigebracht. In vielen Bereichen.«

»Mordanschläge?«

»Wie bitte?« Oliphant klang gekränkt.

»Der Kontakt zu Ihrem Kollegen in Chicago wäre hilfreich.«

Oliphant zog ein iPhone aus der Tasche und scrollte seine Kontakte durch. »Layton Furr.« Er las mir Telefonnummer und Adresse vor. Ich notierte sie auf meinem Schreibblock.

»Wenn ich gerade dabei bin, könnte ich Ihre Nummer haben?« Oliphant hob die Daumen, um die Zahlen einzugeben.

»Nein.«

Perplex und alles andere als erfreut, steckte er sein Smartphone wieder in die Tasche.

- »Furr soll ein Hotelzimmer für mich buchen«, sagte ich.
»Ich fliege morgen früh.«
»Wir nehmen im Allgemeinen das Ritz.«
»Das dürfte genügen.« Wir?
»Wäre es sehr schlimm, wenn Sie einen Linienflug nehmen müssten?«
»Entbehrung ist gut für den Charakter.«
»Soll meine Sekretärin einen Flug für Sie buchen?«
»Ja danke.«
»Haben Sie bestimmte Sitzplatzwünsche?«
»Drinnen.«

Ein leichtes Zusammenziehen der Augenbrauen, dann ging Oliphant zu seinem Schreibtisch, tippte eine Nummer und gab die Information weiter. »Mr. Furr wird Sie am O'Hare-Flughafen treffen.« Er kehrte zu seinem Sessel zurück, legte das Telefon auf den Tisch und schlug wieder die Beine übereinander. »Er kann Ihnen Hintergrundinformationen zu der ganzen hässlichen Geschichte geben.«

»Ich muss mit den Polizisten sprechen, die den Fall bearbeitet haben.«

»Mr. Furr wird das arrangieren.«

»Und der Schule einen Besuch abstatten, wo der Anschlag stattfand.«

»Natürlich. Er wird gerne alles organisieren, was Sie während Ihres Aufenthalts benötigen.«

»Vielleicht diese Pfannepizza.«

»Wie bitte?«

»Die wird in sämtlichen Reiseführern erwähnt.«

Das Telefon klingelte. Oliphant ging dran, hörte zu, presste dann das Gerät an die Brust.

»Morgen Vormittag geht ein Flug ab Charleston. Ein Regionalflug, ich fürchte, es gibt keine erste Klasse.« Er wirkte bei dem Gedanken ehrlich bekümmert.

»Das schaffe ich schon«, sagte ich.

»Das geht in Ordnung, Mary.« Oliphant legte auf.

»Erzählen Sie mir, was Sie über Stella wissen.«

Oliphant sah mich so lange an, dass ich dachte, er hätte mich nicht gehört. Ich wollte meine Frage schon wiederholen, als er dann doch anfang zu reden.

»Was ich jetzt sage, muss unter uns bleiben.«

»Mr. Oliphant, ich ...«

»Ich werde auf nichts Illegales Bezug nehmen.«

Ich antwortete nicht.

»Nach dem Anschlag wurden vier Leichen gefunden. Zum Glück waren die meisten Schüler schon nach Hause gegangen. Alle Leichen waren ...« Ein kurzes Zögern. »... entstellt.« Oliphant hielt inne, überlegte, ob er näher darauf eingehen sollte, beließ es dann aber dabei. »Die Opfer wurden vom Gerichtsmediziner identifiziert. Mary Gray, Bowen und zwei Mitglieder der Gruppe, mit der sie unterwegs waren. Stella war nicht unter den Toten.«

»Das hat Mrs. Drucker mir auch schon erzählt. Die Polizei hat das sicher untersucht. Das FBI.«

»Umfassend und meiner Ansicht nach sehr kompetent. Das Problem war, dass sie nichts hatten, worauf sie ihre Ermittlungen stützen konnten. Abgesehen von einer Frau, die dachte, sie hätte eventuell einen verdächtigen SUV gesehen, gab es keine Augenzeugen. Kein Fahrzeug. Kein Bekennerschreiben, das an die Medien geschickt wurde. Ein Modus Operandi, der zu keinem anderen passte. Keine anderen Hinweise außer den Aufzeichnungen einer Überwachungskamera auf der anderen Straßenseite, die keine guten Bilder lieferte. Die Attentäter schlugen zu und verschwanden wieder. Und in dem Chaos verschwand auch Stella.«

Ich wartete eine weitere Pause ab. Oliphant überlegte und sprach dann weiter.

»Was Opaline Ihnen nicht gesagt hat: Drei Wochen nach dem Anschlag erhielt sie bei sich zu Hause einen Anruf. Ein Mann behauptete, er hätte ihre Enkelin in seiner Gewalt, und verlangte fünfzigtausend Dollar. Er drohte, Stella sofort und qualvoll zu töten, falls Opaline die Polizei verständigte.«

»Hat Opaline Beweise verlangt?«

»Der Mann las ein Zitat vor, von dem er behauptete, er habe es von Stella. *Wissen kommt und geht, doch Weisheit bleibt.*«

»Alfred Lord Tennyson.« Woher um alles in der Welt wusste ich das?

»Beeindruckend, Miss Night. Das war ein Lieblingszitat von Stella.«

»Opaline hat das Lösegeld bezahlt«, vermutete ich.

»Gegen meinen Rat.«

»Und sah ihre Enkelin nie wieder.«

»Nein.«

»Und die Polizei hat es nie erfahren.«

»Opaline ist eine sehr stolze Frau. Stolz und stur.«

Und reich und leichtgläubig. Aber das sagte ich nicht.

Oliphant sah auf die Uhr, eine blaue und goldene Rolex Yachtmaster, die jeden Wind und jede Tidenzeit auf dem Globus anzeigte.

»Du meine Güte. Ist es schon so spät? Sie haben sicher noch jede Menge zu erledigen vor Ihrer Abreise.«

Bedauernd trank ich die letzten verbleibenden Moleküle meines Cognacs. Oliphant stand auf. Ich stand auf.

»Miss Night, erlauben Sie mir eine persönliche Bemerkung?« Ich hob eine Augenbraue.

»Mir ist aufgefallen, dass Sie eine Schusswaffe tragen.«

»Ich fliege nicht nur wegen der Pizza nach Chicago.«

»Ich verstehe. Das soll auch kein Vorwurf sein. Ganz im Gegenteil. Ich finde das Vorhandensein einer Waffe seltsam beruhigend. Ich erwähne sie nur, weil ich sicher bin, dass es für Flüge

bestimmte Vorschriften gibt. Und auch die Stadt Chicago hat vermutlich Gesetze, was das versteckte Tragen von Waffen anbelangt. Benötigen Sie da irgendwelche Hilfe?«

»Nein, danke.«

»Ich nehme an, Sie haben einen Waffenschein?«

»Alles in Ordnung.«

»Wollen wir's hoffen.« Oliphant verzog die Lippen und ließ ein kurzes Lächeln aufflackern. »Sollten sich die Dinge ungünstig entwickeln, gehe ich davon aus, dass der Name Drucker damit nicht in Verbindung gebracht wird.«

»Opaline und ich plauderten bereits über Diskretion.«

»Die ist unverzichtbar.«

»Ich habe nicht einmal nach dem Namen des Hundes gefragt.«

»Ja.«

Oliphant stand auf und ging zu einem Gemälde rechts neben der Tür. Jede Menge Bäume, ein See, ein Schwanenpaar. Er schwang es von der Wand, drehte einen Knopf und beugte sich vor. Nur wenige Sekunden später schloss er den Safe und brachte das Gemälde wieder an seinen Platz. Mit einem Bündel Geldscheine wandte er sich zu mir. Einem dicken Bündel.

Ich nahm das Geld und steckte es in meine Tasche.

»Macht es Sie nicht nervös, so viel Geld mit sich herumzutragen?«

»Ich finde meine Waffe seltsam beruhigend.«

»Noch eine kleine Warnung. Opaline kann sehr ...« Wieder zögerte er. »Wie soll ich das sagen? Unberechenbar sein.«

»Das heißt?«

»Seien Sie vorsichtig.« Er deutete zur Tür. »Sollen wir?«

»Los.«

Ich schaffte es, meinen Wagemut bis hinaus auf die Straße zu bewahren. Doch auf dem Weg zum Parkplatz löste er sich in Luft auf.